

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 6 (1930-1931)
Heft: 6

Artikel: So ist der Mensch
Autor: Moeschlin, Felix
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1064820>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Da ist nun der Frühling im Boden und in der Luft, in allem Lebendigen und auch in dem, was man tot nennt, und mitten drin steht ein Mensch und wäscht Männerhemden und Frauenhemden und lacht dazu und hat Füße, die hüpfen möchten, und Augen, die immer wieder vom Waschzuber zum See gleiten bis ans andere Ufer hinüber.

Ein Mädchen, dieser Mensch, ein Mädchen um die achtzehn Jahr, vielleicht

geht sie auch ins neunzehnte. Jung genug sieht sie aus, wer weiss, ob sie nicht noch jünger ist! Jedenfalls hat das Aussehen ihrer Hände nichts mit ihrem Alter zu tun, denn schauen bei einem Dienstmädchen die Hände nicht immer älter aus als die Augen? Dass die Bäuerin, die vorübergeht, nur diese Hände sieht und nicht die Augen, ist selbstverständlich. Tüchtig waschen, das ist die Hauptsache, alles übrige ist ihr gleichgültig.

Mensch



**Erzählung
von Felix
Moeschlin**

**Illustriert
von
Rodolphe
Bolliger**

Und die Hände tummeln sich fleissig, die Bäuerin nickt zufrieden, die Wäsche wird blank und weiss, so weiss wie die leichten Wölkchen am Himmel, man kann es sich gar nicht mehr vorstellen, dass diese Männerhemden und Frauenhemden, dieses Leinene und Halbleinene und Baumwollene, einmal schmutzig gewesen ist, so weiss ist es nun, schneeweiss

könnte man sagen, wenn man im Frühling überhaupt noch den Winter zum Vergleich heranziehen möchte.

Vorüber geht die Bäuerin, und das Mädchen ist wieder allein mit dem Frühling in ihr und ausser ihr, wenn man das allein sein nennen will bei soviel Vogellärm und auch bei diesem leisen Rauschen der Wellen im flachen Sand und dem Rascheln des Schilfes und bei diesem taktmässigen Vorübergleiten eines Lastbootes, eingetaucht ins Wasser bis an den Rand, geführt von zwei Männern, die schon braun gebrannt sind von der Sonne und nun ihrer Fahrt so sicher sind, die Leichtsinningen, dass sie gar nicht mehr Ausschau halten nach andern

Lastbooten und nach den flinken Dampfschiffen, die ihnen doch unversehens gefährlich werden könnten, sondern nach dem Lande hinüberwinken, man weiss schon warum. Das Mädchen ist gemeint, darüber kann gar kein Zweifel bestehen, denn sie winkt zurück, sie hat soviel weisses Zeug in der Hand, dass ihr das Winken nicht schwer fällt. Sie winkt und errötet dabei und wischt sich mit der flachen Hand die Röte wieder aus dem Gesicht, warum denn auch! Das sind ja nur zwei dunkelbraune Männer, die vorüberfahren, was gehen mich die an, mögen sie dahinfahren und winken, ich kann's ihnen nicht verbieten, schön genug ist's auf der Welt, ich begreife schon, dass sie's tun!

Und wieder wäscht sie, und wieder

schaut sie auf, denn nun kommen Schritte über den Weg her und verstummen hinter ihr. Man muss sich wohl umdrehen, wird ein Manusbild sein, man kennt das, weiss der Himmel, es wimmelt nur so von Mannsbildern auf der Welt, der liebe Gott muss sich verrechnet haben.

Da steht er natürlich, 's ist der Spengler, die Dachrinne ist wohl immer noch nicht fertig, wie soll sie auch fertig werden auf diese Weise, man müsste es der Meisterin sagen! Ja, wenn man es sagen möchte! Es ist ja ein Glück, dass eine Dachrinne solange zu tun gibt, es hätte ja auch eine Wasserröhre sein können, so eine gewöhnliche Wasserröhre, im Handumdrehen wieder in Ordnung gebracht, und auf und davon ist der Spengler!

Da steht er und lacht und schaut zum Hause hinüber und dann wieder auf sie und hält einmal fünf Finger hoch und zum zweitenmal vier. Zusammen also neun, ja, ja, sie nickt und wird rot dabei und wischt die Röte nicht weg, denn sie ist plötzlich ganz starr und kann sich nicht rühren. Und er geht weiter und pfeift, und sie ist immer noch so lahm und matt und kann den Blick nicht von ihm losbringen. Nun ist er auf der Leiter, nun auf dem Dache, waghalsig geht er dahin wie ein Seiltänzer, sie spürt Angst und Stolz und weiss: Wenn er fällt, dann fall' auch ich!

Doch er fällt nicht, er verschwindet nur hinter dem First, jetzt hämmert er, und sie wäscht wieder, es ist wie ein Duett, nur sie beide verstehen die Sprache, in der die Rede ist von Gelöbnis und Treue und «Hab' nur Geduld!» und Häuslein und Garten und Blumen im Fenster.

Und das sagen sie abends einander wieder und noch einmal, doch mit dem

lebendigen Mund — o, wie süß ist ein Menschenmund — und die Nacht ist warm und barmherzig, und auf dem See ist ein Lied, und am Himmel sind so viele Sterne, dass es einem nur so flimmert vor den Augen, wenn man im jungen, taufeuchten Grase liegt und zu ihnen aufschaut.

Wenn es einem nur nicht auch am Tage so seltsam vor den Augen flimmerte, dann und wann! Fragend denkt sie: Was ist denn das? und hernach ängstlicher und beklommener: Ist es denn das? Sie weint in der Nacht, eng an ihn gedrängt, doch er plaudert und lacht und baut ihr mit Worten auf alles, was sie braucht: Häuslein und Garten und Blumen im Fenster, was wünschest du dir noch mehr?

O nein, sie wünscht sich nicht mehr, sie lächelt dankbar, es ist ja ganz leicht, ein wenig Geduld. Ja, nur ein wenig Geduld, in einer Woche oder zwei, du wirst schon sehen! Ach, sie sieht es ja schon, braucht nicht viel Worte, auf dass sie es sieht, sah doch auch er nur dies, sah er die Karte nicht, die in der Werkstatt an der Wand hängt, diese rote, blaue, grüne, gelbe Karte des Weltverkehrs, die dem Meister einmal geschenkt worden ist von einem Handel in Eisen und Blech. Was braucht's eine Weltverkehrskarte in so einem Dörfchen am See, was braucht's rote Linien über das grosse Meer hinüber nach Nordamerika und Südamerika, lockende, verführerische rote Linien? Enges Dorf, weite Welt!

Der Spengler hämmert, er steht in der Werkstatt, kein Zweifel, dass er dasteht, und doch ist alles so seltsam bewegt, die Vögel fliegen, die Dampfschiffe fliegen, die Eisenbahnen fliegen, die Wände schwanken, der Amboss zittert wie ein

Hund an der Kette, die roten Linien der Karte brennen einen in die Augen, man muss sich festhalten am Werkstisch, man muss ein paar Bleiklötze an die Füsse binden. Muss man das wirklich? Ist nicht die Welt so gross? Wird nicht Gott für sie sorgen? Und war's nicht vielleicht bloss Getue?

« Meister, grüss Gott, ich muss auf die Reis', solltet keine solche Karte mit roten Strichen an die Wand hängen, Meister, wenn Ihr Eure Gesellen behalten wollt! Geben eine zu unbändige Lust, Meister, das Bündel zu schnüren und mit Dampf und Elektrizität und Rädern und Propellern davonzugehen. Meister, zahlt mir den Lohn, und jetzt grüss Euch Gott, Meister! »

Ein Spengler geht, ein anderer kommt, Spengler gibt's genug, immer noch gibt's Spengler genug auf der Welt, man hat die Auswahl. Und doch gibt es einen zu wenig für das Mädchen, das keinen rechten Appetit mehr hat und den Teller zurückschiebt, wenn es niemand sieht.

Sie wartet am See und bleibt allein. Was heisst denn das? Was ist geschehen? Die zweite Nacht wartet sie, dann geht sie ins Dorf. Die Giesskanne hat ein Loch, die Giesskanne muss geflickt werden, sie muss vom Spengler geflickt werden. Es ist übrigens kein Zufall, dass die Giesskanne ein Loch hat. Man muss doch einen Grund haben, die Meisterin ist streng. Seit die Gieskanne nicht mehr zu gebrauchen ist, hat man einen tüchtigen Grund. Denn was soll man machen ohne Giesskanne, jetzt, da man gesät hat und der Boden so trocken ist und der Himmel so heiss?

Der Meister lächelt. Wer lächelt nicht, wenn eine Neunzehnjährige in die Werkstatt tritt? Doch sie lächelt nicht. Sie

sieht sich suchend um, ein wenig geblendet von der Sonne, die draussen scheint, und findet den nicht, den sie sucht. Und sie zählt die Gesellen, es sind drei wie vorher auch, aber er ist nicht dabei. Ein Glück, dass sie die Giesskanne schon auf den Boden gestellt hat, denn sonst gäbe es jetzt einen grossen Lärm. « Soll ich dir den neuen Gesellen vorstellen? » fragt der Meister. « Der andere ist auf und davon, der Weltkarte wegen. Und die Giesskanne also, die hat wohl ein Loch? »

Er mustert die Giesskanne, sie mustert die Weltkarte. Sie spürt eine heftige Lust, das Papier mit den roten Strichen von der Wand herunterzureissen. Doch was hülfte es? Und sie schaut auf den Tisch, da ist sein Schraubstock, da liegt sein Hammer. Seine Hand hat diesen Hammer gehalten, seine starke, harte Hand, die so weich und sanft sein konnte. Der Hammer liegt immer noch da. Wohin ist die Hand?

Sie sagt kein Wort. Was soll sie auch sagen? Sie tritt aus der Werkstatt und geht dahin auf der sonnigen Strasse, die nun so dunkel ist. Sie geht und geht und denkt an kein Ziel und merkt auf einmal, dass sie wieder beim Bauernhof steht am See. Sie ist nach Hause gekommen, wie sich ein Pferd in den Stall zurückfindet in der finstersten Nacht.

Und sie tut ihre Arbeit, als sei nichts geschehen. Es ist ja auch gar nichts geschehen. Was sollte denn geschehen sein? Sie macht, was sie kann, sie rührt sich von früh bis spät. Ein wenig bleich ist sie, ja, und ein wenig müde. Sie muss sich am Geländer halten, wenn sie die Treppe hinaufsteigt. « Kannst du nicht schneller laufen? » ruft die Meisterin. Sie läuft schneller, nicht viel schneller.

denn sie kann nicht schneller laufen, beim besten Willen nicht. Die Treppen sind so hoch, die Wege so lang, die Dinge so schwer. Man ist selber zu einer Last geworden. Früher hat man nicht gespürt, dass man da war. Nun weiss man wahrhaftig, dass man da ist.

Man hat Sehnsucht nach einem Wort. Jemand könnte doch ein gutes, liebes Wort sagen. Nur ein Wort! Man ist so allein. Der Vater ist tot, die Mutter ist tot. Und er, wo ist er? Wenn die Meisterin ein wenig Mutter wäre, nur ein wenig, es brauchte ja nicht einmal ein Wort zu sein, nur ein Blick, eine Gebärde. Doch man muss alles allein fressen, es ist nicht zu ändern, was geschehen ist, ist geschehen. Man darf nicht davon reden, man muss so tun, als ob man nichts zu sagen hätte, als ob man nicht süchtig wäre nach einem Wort.

Sie steht bei den Tieren im Stalle, sie steht bei den Schafen. Sie möchte auch ein Schaf sein. Die Schafe haben es gut, sie gibt ihnen Kleie. Sie setzt sich zu ihnen. Da ist wenigstens eine barmherzige Stimme. Es ist einem wohler im Stall als in der Stube. Wie kann man sagen, dass die Tiere keine Stimme haben? Aber man kann nicht immer im Stalle stehen. Schon schimpft die Meisterin: « Wo hockst du denn immer? »

Alles wächst im Garten. Es ist ein guter Sommer. Sonne und Regen, man könnte es nicht besser wünschen. Alles wächst, alles darf wachsen. Nur sie nicht. Man steckt den Samen in die Erde, und es ist in Ordnung. Der Bauer geht mit der Kuh zum Stier, alles ist recht bei den Tieren. Eine unfruchtbare Kuh wird geschlachtet, der Tierarzt kann nicht helfen. Man muss sie schlachten, es ist

nichts zu machen. Sie stehen um die Kuh und sagen: Es ist nichts zu machen! Der Bauer rechnet aus, wieviel er verliert, der Tierarzt schaut das Mädchen von der Seite an und macht einen Witz. Es liegt ja so nahe, einen Witz zu machen, nicht böse gemeint, Wärme ist im Scherzwort, vielleicht ist da eine Hand bereit, sich auszustrecken. Aber dann sagt er noch etwas, roh und unflätig. Die Wärme ist tot. Sie läuft hinaus, wieherndes Gelächter hinter ihr. Ja, der Mensch, eine Kuh müsste man sein, dann wäre alles in Ordnung.

Sie geht zur Bahnstation und mustert die Züge. Sie studiert die Weltkarte, als müsste die etwas sagen. Sie steht auf dem Berge hinter dem Dorf und schaut nach Osten und Westen und auch nach Süden und Norden. Aber es ist nichts zu sehen. Sie liest die Spenglerzeitung, ein Spengler leiht sie ihr, weiss Gott, was sie ihm erzählt hat, um ihm zu erklären, warum sie die Spenglerzeitung lesen müsse. Viele Dinge stehen darin, wichtige Dinge sicherlich, aber das Wichtigste steht nicht darin. Alle Zeitungen sind voll von Nachrichten aus Hinterindien, aus Afrika, aus Australien, alles wissen sie, nur das nicht.

Sie geht in die Kirche, umsonst, auch der Pfarrer hat keine Stimme. Man sieht bloss, dass er den Mund auf tut, doch man vernimmt keinen Laut. Niemand, der eine Stimme hat. Die Welt ist stumm. Nur der See hinter dem Garten ist be-redt. Er plätschert mit seinen Wellen, er sagt etwas, man versteht es. Es ist nicht schrecklich. Man kann ins Wasser hinauslaufen, es ist sicherlich nicht schwer. Das kann man tun. Sie tut es.

Schon geht ihr das Wasser bis an die Brust. Da zittert sie. Nein, es ist doch

zu schwer. Sie kommt in nassen Kleidern ins Haus. « Bist du verrückt? » schreit die Meisterin und läuft weiter. Schon beschäftigt sie sich mit etwas anderem. Das Mädchen denkt: Bin ich denn ganz allein? Schamlos, herausfordernd stellt sie sich vor die Bäuerin. Mag sie alles sehen! Doch die Bäuerin sieht nichts! Man hat so vieles im Kopf! Das Mädchen starrt hierhin und dorthin. Es wäre etliches zu sagen. Sie sagt nichts. Sie bringt die Lippen nicht auseinander. Und er? Nichts lässt er von sich hören... So ist der Mensch.

Der Bauer putzt seine Pistole. Morgen ist Waffeninspektion. Wer etwas auf sich hält, will keinen Vermerk im Dienstbüchlein. Der Bauer hält etwas auf sich. Darum nimmt er seine Pistole auseinander, um sie zu säubern und nachher wieder einzufetten. Das Mädchen schaut ihm zu. Sie sollte den Boden fegen, aber die Pistole interessiert sie mehr als der Fussboden. Eine alte Geschichte. Auch der Bauer findet es ganz begreiflich, dass sie sich hinter ihn stellt. Stolz fügt er alles wieder zusammen, wie es sein muss. Sie soll merken, dass er seine Waffe kennt. Man ist nicht umsonst Soldat. « Kann man auch damit schiessen? » fragt sie. — « Natürlich », meint er wichtig. — « Man kann's nicht glauben! » — « O, das ist ganz einfach! » — « Ich hab noch nie gesehen, wie man schießt. » — « Ganz einfach, wie gesagt. » Und er kramt in einer Schublade. « Das sind die Patronen. » Eigentlich ist es reglements-widrig, Munition zu Hause zu haben, aber man ist ein freier Mann, und ich pfeif' auf eine Pistole ohne Patronen. Das sagt er nicht, aber das denkt er. « Siehst du, hier kommen sie herein...

und dann macht man so... und dann drückt man da... und dann geht der Schuss los. » — « Darf ich auch einmal probieren? » — « Gut, aber pass auf, nie auf sich selber zielen... und nicht abdrücken, sonst gibt's einen Heidenlärm, und ich muss die Pistole noch einmal putzen... »

Sie hält die Pistole in der Hand, die Mündung gegen das Fenster gerichtet. « So? » — « Jawohl! » — « Und so? » — « Jawohl! » — « Und... » Um Himmelswillen, die Mündung ist gegen ihre Schläfe gerichtet, was meint sie denn eigentlich? Man soll nie mit einer Feuerwaffe spielen! Ein Schuss! Das verdammte Ding. Da liegt sie. Ist sie verrückt? Oder ist das bloss ein Spass? Er schaut, er stiert auf die Daliegende. Er möchte sich bücken und niederbeugen, aber er ist ganz steif. Es ist gerade, als ob der Schuss auch durch ihn hindurchgegangen sei. Aber soviel sieht er doch, dass es kein Spass ist. So ein Mensch! Was für eine Geschichte! Was wird man denken! Man wird ihn verdächtigen, man wird sagen... Er mag gar nicht daran denken, was man sagen wird. Er, ein Gemeinderat, ein Ehrenmann, Präsident des Männerchors...

Da liegt eine am Boden, und seine Pistole liegt auch am Boden. « Frau, Frau, Frau! Ich bin es nicht gewesen. Ich bin nicht schuld daran. Ich kann nichts dafür. Beim Eid nicht. Ich hab' ihr nur die Pistole zeigen wollen... »

Die Frau mustert die Halbtote. « Ein Kind », sagt sie dann. Und mustert den Mann: « Von dir? »

Er fängt an zu schreien. Das ist ja zum Verrücktwerden. « Nein, nicht von mir, ich schwöre. Ich hab' sie nie angerührt,

ich hab' nur die Pistole geputzt. Und sie hat zugesehen. »

Er sieht sich schon im Zuchthaus. Geduld, Ruhe, es ist nicht so schlimm. Die Polizei weiss, mit wem sie es zu tun hat, Herr Gemeinderat, Ehrenmann, Präsident des Männerchors. Man wird der Sache schon auf den Grund gehen. Ein wenig Geduld, unangenehm ist eine solche Geschichte natürlich immer. Man soll eben nicht mit Pistolen spielen und keine Munition zu Hause aufbewahren.

Der Bezirksanwalt ist bald im klaren. Ein Freund des Spenglers sagt aus. Der Spenglermeister sagt aus. Ein Bub hat etwas gesehen. Das Problem ist gelöst. Alle Leute haben etwas zu sagen. Nur das Mädchen schweigt. Sie ist besinnungslos. So gern es der Bezirksanwalt hätte, dass sie aus ihrer Bewusstlosigkeit erwachte, sie tut ihm den Gefallen nicht. « Sie ist immer ein verstockter und hinterhältiger Mensch gewesen », sagt die Frau. So ein Mensch scheint seiner Art treu bleiben zu wollen bis zuletzt. Er versteift sich auf diese Besinnungslosigkeit, mit der wirklich nichts anzufangen ist. Nur der Atem geht noch, man hat Mühe zu merken, dass er noch geht.

Die ärztliche Untersuchung ergibt, dass der Schuss auf der einen Seite ins Gehirn eingetreten und auf der andern Seite an der Schädelswand zurückgeprallt ist. Ein hoffnungsloser Fall. Und was die Sache kompliziert: Es ist ein Kind da, ein nahezu ausgewachsenes, amtlich konstatiertes Kind. Darf dieses Kind auch verlorengehen? Nein!

Man wird sie sterben lassen und dann das Kind zur Welt bringen. Eine ganz einfache Sache, vom chirurgischen Standpunkt aus. Man muss dem Kinde zum

Leben verhelfen, es geht nicht anders. Der Staat hat konstatiert, dass ein lebensfähiges Kind da ist, folglich muss es geboren werden, wenn auch mit Hilfe des Operationsmessers. Wozu hat man die ärztliche Wissenschaft, ein vorbildlich eingerichtetes Spital? Die Mutter wird man wohl oder übel sterben lassen, das Kind wird man retten...

Der Arzt schläft. Er hat von frühmorgens an zu tun gehabt. Nun muss er ein wenig schlafen. Wer weiss, was in der Nacht noch geschehen kann!

Eine Schwester wacht bei der Sterbenden. Sie wird den Arzt wecken, wenn es Zeit ist. Sie passt genau auf. Sie weiss, dass sie gut aufpassen muss. Es gilt, den rechten Augenblick zu erwischen. Sobald das Mädchen den letzten Atemzug getan hat, muss der Arzt geweckt werden.

Jetzt? Nein, noch nicht. Jetzt! Immer noch nicht. Doch jetzt! « Herr Doktor! »

Der Arzt springt aus dem Schlaf in die Wirklichkeit. Er ist es gewöhnt. Er weiss sofort, was nun geschehen muss. Eine unkomplizierte Geschichte. Die Operation an einer Leiche. Viele Umständlichkeiten erübrigen sich.

Er spürt nach dem Herzen des Kindes. Es schlägt unentwegt. Warum nicht sterben lassen? denkt der Arzt ein wenig zornig.

Doch die amtliche Weisung ist bestimmend, der Staat wartet gerade auf dieses Kind, das vorläufig noch im Leibe der Mutter liegt, unter Häuten und Muskelschichten wie unter einer Decke, die man bloss zu lüften braucht. Es ist Zeit.

Durch die aufgeklappte Bauchwand wie durch eine offene Tür wird das Kind ans Licht der Welt gehoben, ins elektrische Licht des Operationssaales. Ein gesundes, kräftiges Geschöpf.

Wozu? denkt der Arzt, und schaut trüb, überschwemmt von Hoffnungslosigkeit, auf das Lebendige und die Tote. Dieses Kind in diese Welt! Doch man erfüllt seine Pflicht. Pflicht? Ja, Pflicht! ... So ist der Mensch.

Man hat als Arzt schon genug zu tun, nicht wahr? Soll man noch Zeit finden, an ein Kind zu denken? Was geht einen dieses Kind an, wenn man auch zufälligerweise daran schuld ist, dass es lebt? Man ist wahrhaftig nicht verantwortlich dafür. Man hat einem Befehl gehorcht und damit basta. Mögen sich nun die andern darum kümmern! Es ist ja der reine Zufall, dass man mit ihm zu tun hatte.

Zufall? Vielleicht gibt es keinen Zufall. Vielleicht muss man sich gerade um das kümmern, was einem in die Hände kommt. Was weiss man vom Zufall! Es ist nicht so einfach in der Welt.

Der Arzt schilt sich sentimental und dumm, aber er läuft herum, macht Besuche, schreibt Briefe, alles dieses Kindes wegen. Er spricht wie ein Pfarrer, er ist beredt wie ein Missionar, er kennt sich selber nicht mehr. Er fühlt sich stark, er wird sich nicht zufrieden geben, eh' er nicht eine Mutter für dieses Kind gefunden hat... So ist der Mensch.

Er sitzt in einem gutbürgerlichen Zimmer, das verschämte Wohlhabenheit verstrahlt. Ihm gegenüber eine Dame mittlern Alters. Sie spielt mit zwei Hündchen, während er erzählt. Je länger er die Hündchen anschaut, um so lauter wird seine Stimme. Er hätte die grösste Lust, die beiden süssen Tierchen am Nacken zu fassen und durchs Fenster zu schmeissen. Aber er bezwingt sich. Er beschreibt die tote Mutter, den Schuss, das Gehirn,

die Operation, das Kind. « Was meinen Sie, wär' das nicht etwas Besseres als diese beiden Hündchen? » ... Sie schaut ihn an und denkt an ihr Leben. Sie hat den nicht haben dürfen, den sie gern gehabt hätte. Ihr Vater war dagegen. Und sie ist nicht so mutig gewesen wie die Tote. Vielleicht ist es schöner, zu sterben und das Leben gekannt zu haben. « Ich will mir das Kind ansehen », sagt sie und steht auf. Der Arzt ist ganz verrückt vor Freude. Er drückt und schüttelt ihr die Hand, dass es weh tut. Seine Wärme steckt sie an, aber sie muss seinen Jubel doch dämpfen. « Es ist noch nicht sicher », sagt sie abwehrend. Doch der Doktor bleibt bei seinem triumphierenden Lächeln. Er hat recht.

Das Kind des Mädchens, das nicht mehr leben konnte, liegt in einem weissen, saubern Bettchen. Frauenhände streicheln es, ein Antlitz neigt sich besorgt und gütig über das kleine Bündel. Ein wildfremder Mensch. Doch kann ein Mensch einem andern wildfremd sein?

Du lieber Gott, da wurde man älter und älter und glaubte nichts mehr zu tun zu haben. Man hatte resigniert, man lebte so dahin, es liefen zwar Kinder genug herum, die Hilfe brauchen könnten, doch was gingen einen diese Kinder an! Auf einmal wird einem so ein Kleines in den Schoss geworfen. Der eigensinnige Doktor ist daran schuld. Von einem Tag auf den andern geschieht es, dass man einem fremden Waislein Mutter wird. Man drückt ein zappliges, hungriges Wesen ans Herz, man weiss wahrhaftig nicht viel von ihm, man weiss bloss, dass man es gern hat...

So ist der Mensch!